Feature II

Oberst Gertsch und der Russisch-Japanische Krieg von 1904/05[1]

Roger Mottini

1. Hintergrund

Der siegreiche Krieg des vergleichsweise winzigen Japan gegen den russischen Koloss vor rund 120 Jahren erschütterte das eurozentrische Weltbild nachhaltig. Für die Kolonialmächte bedeutete es nicht weniger als der Sieg einer „coloured“ Nation über eine imperiale Großmacht – geradezu eine Ungeheuerlichkeit, die der rassisch motivierten „Naturgesetzlichkeit“ des damals herrschenden europäisch-amerikanischen Imperialismus diametral zuwiderlief (*OAG Notizen* 03/2010 S. 10-27). Nur wenige ahnten bereits damals schon, dass Japans Triumph auch den Anfang vom Ende des imperialen Zeitaltalters bedeutete. Aber es sollte noch ein halbes Jahrhundert dauern, bis der europäische Imperialismus sein zumeist blutiges und unwürdiges Ende fand.

Abb. 1: Le Petit Parisien 1904

In jenem fernen Krieg lagen die Sympathien in der Schweiz von Beginn an eindeutig und vorbehaltlos auf Seiten Japans, es war dies ein Kampf ganz nach dem Gusto der Schweizer – David gegen Goliath! Und so wurde er auch im übrigen Europa wahrgenommen, wie eine zeitgenössische Karikatur zeigt (Abb. 1).

Die japanische Vorstellung jenes Ringens brachte Ohara Kisaburō, ein Student der Keiō-Universität, 1904 in einer Karikatur zum Ausdruck, die das mächtige Russland als unersättlichen Kraken darstellt, der seine Fangarme über die Welt ausbreitet (Abb. 2). Und dieser japanische Eindruck war nicht eben an den Haaren herbeigezogen, General

1 In den Originalzitaten wird die schweizerische Rechtschreibung verwendet.

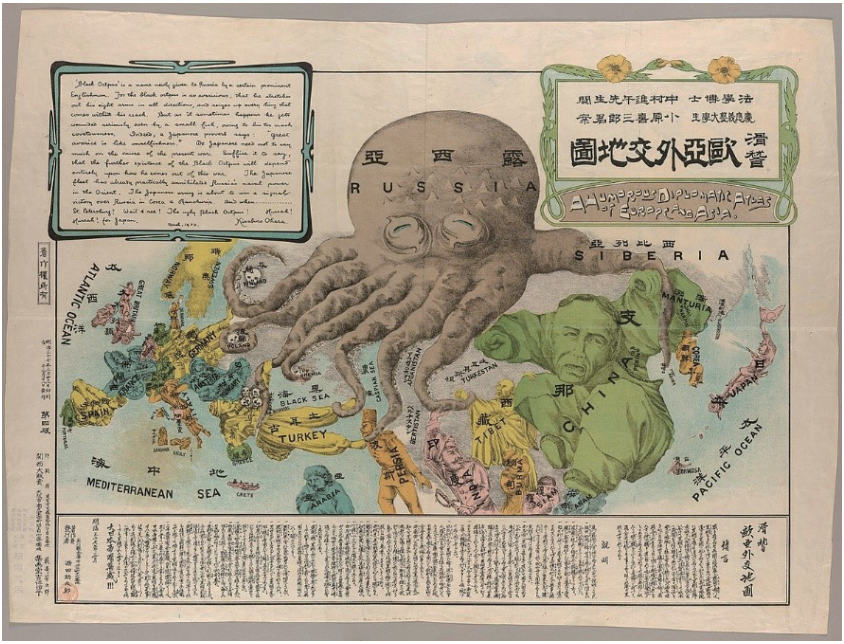


Abb. 2: Ohara, Europe and Asia 1904

Alexei Nikolajewitsch Kuropatkin (1848–1925), der spätere Oberbefehlshaber der russischen Streitkräfte im Fernen Osten, vertraute seinem Tagebuch die Gedanken an, die Zar Nikolaus II ihm gegenüber geäußert hatte. Er träumte demnach nicht nur davon, die gesamte Mandschurei, sondern auch noch Korea, Tibet und die Türkei zu annektieren (Iroshnikov et al. 1992, S. 157).

Im Gefolge des 1895 von Japan siegreich beendeten Krieges mit China prallten die russischen und japanischen Machtinteressen auf der koreanischen Halbinsel und in der südlichen Mandschurei nunmehr direkt aufeinander. In Tokyo wurde das langsame, unaufhaltsame Vordringen Russlands im Nordosten Chinas mit wachsender Sorge betrachtet, insbesondere als 1897 die Transsibirische Eisenbahn die Verbindung von Moskau mit dem fernen Wladiwostok herstellte, dessen Name zugleich Programm war: „Beherrsche den Osten“. Zwischen 1897 und 1903 erbauten russische Ingenieure mit chinesischer Unterstützung dann das Netz der Ostchinesischen Eisenbahn, dessen militärstrategische Bedeutung für die Kontrolle der Mandschurei und eventuell auch Koreas nur allzu offensichtlich war. Dazu kam noch, dass Japan seinerzeit durch die „Dreimächte-Intervention“ Deutschlands, Frankreichs und Russlands zum Rückzug von der chinesischen Liaodong-Halbinsel gezwungen worden war und wenig später dann ohnmächtig zusehen musste, wie sich Russland dort in Port Arthur (heute: Lüshun), Großbritannien in

Weihaiwei und das Deutsche Reich in Kiautschou/Tsingtau festsetzten. Neben dieser strategischen Bedeutung hatte dieser Krieg aber, wie oben erwähnt, auch historische Implikationen, die weitreichende Konsequenzen für die zukünftige Weltordnung mit sich bringen sollten. Bei den imperialen Großmächten standen die Auswirkungen dieses Ringens auf das internationale Machtgefüge im Vordergrund der Betrachtungen und Analysen. In der Schweiz, die keinen kolonialen Interessen verpflichtet war, nahm man diesen Konflikt auch noch auf eine andere Weise wahr als bei den Kolonialmächten, die das schwache China der Qing-Dynastie längst zum Spielball ihrer Interessen gemacht hatten. Für die öffentliche Meinung in der Schweiz stand der japanische Triumph für nichts Geringeres als den Sieg der Demokratie gegen die „russische Knutendespotie", wie es ein zeitgenössischer Schweizer Kommentator ausdrückte (vgl. *OAG Notizen* 04/2014, S. 12). Jenseits aller kulturellen, sprachlichen und ethnischen Grenzen feierte die Schweizer Presse kritik- und vorbehaltlos jeden Sieg Japans gegen die als primitiv und blindwütig empfundene Gewaltmacht Russland. Darüber konnte auch die Tatsache nicht hinwegtäuschen, dass die äußerst begrenzt definierte Zensusdemokratie (das Wahlrecht hängt von einer Mindeststeuerleistung ab) Meiji-Japans keinen Vergleich mit dem aushielt, was die Schweizer Demokratie ausmachte – selbst ohne das fehlende Frauenstimmrecht.

In China selbst, oder zumindest bei dessen geistiger Elite, hatte Meiji-Japan um 1900 stark an Popularität gewonnen und galt vielen chinesischen Intellektuellen als Vorbild in Sachen technologischer und politischer Modernisierung. Dies beschwor bei den europäischen Mächten die Vorstellung eines geeinten, gegen die europäischen Interessen gerichteten asiatischen Machtblocks herauf, im Sinne einer von Japan ausgehenden „Gelben Gefahr" (Vogelsang 2020, S. 335f).

Die im deutschen Kaiserreich von kaisertreuen und rechtskonservativen Kreisen vertretene, japankritische These von der „Gelben Gefahr" (vgl. dazu etwa: Wippich 1996 a.a.O.) verfing in der Schweiz nicht, und die Vorträge des deutschen Diplomaten Max von Brandt (1839–1920) – einem Kritiker Japans – kamen in der Schweizer Presse nicht gut weg. Die Schweizer Berichterstattung zu Japan blieb bis zum Schluss weitestgehend unkritisch.

In militärischer Hinsicht war auch die Eidgenossenschaft sehr daran interessiert, neue Erkenntnisse über Einsatz und Wirkung moderner Waffen unter Kriegsbedingungen zu gewinnen. Sie entsandte deshalb je zwei Militärbeobachter ins Lager der Kriegsparteien. Die Russen brachten es jedoch fertig, den angesehenen Ausbildungschef der Schweizer Armee, Oberst Alfred Audéoud (1853–1917), der als Beobachter nach Russland gereist war, derart zu desavouieren, dass der düpierte Bundesrat (Regierung) kurzerhand beschloss, nicht nur ihn, sondern gleich auch seinen Begleiter, Hauptmann Philipp Bardet, zurückzurufen. In der Folge blieb die russische Seite in diesem Kriege weitgehend unberücksichtigt und kam in der Schweiz nur indirekt, d.h. über die Beobachtungen der beiden Beobachter, die ins japanische Heerlager entsandt worden waren, zur Sprache.

Waffentechnisch gab auf diesem Kriegsschauplatz die Weiterentwicklung einer belgischen Erfindung ihren Einstand, das Maschinengewehr. Im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 hatte die kaiserlich-französische Armee erstmals eine neuartige Waffe, die „Mitrailleuse“, zum Einsatz gebracht, ein mehrläufiges Schnellfeuergewehr, das auf einer leichten Artillerielafette montiert war. Weil die Franzosen diese Mitrailleuse taktisch jedoch wenig zweckmäßig im Sinne der Artillerie einsetzten, konnten sie das tödliche Potenzial dieser waffentechnischen Neuerung gegen die preußische Infanterie nicht zur Entfaltung bringen (Koch 2009, S. 3ff). Aber der Geist war aus der Flasche, und im Gefolge dieses Krieges machte die Waffentechnologie geradezu einen Quantensprung. Neben der Artillerie eröffnete dabei die laufend verbesserte Mitrailleuse in der Gestalt des Maschinengewehrs eine völlig neue Dimension todbringender Effektivität, die Industrialisierung hatte begonnen, sich auch des Schlachtfeldes zu bemächtigen. Im Russisch-Japanischen Krieg setzte insbesondere die russische Seite Maschinengewehre erstmals in großer Zahl ein. Bis zum Ende des Konfliktes standen bei der russischen Armee in der Mandschurei nicht weniger als 800 Maschinengewehre im Einsatz (Sheffy 2007, S. 259f). Diese entfalteten eine verheerende Wirkung gegen die mit aufgepflanztem Bajonett angreifende japanische Infanterie. Diese offensive Kampftaktik folgte aber nur dem, was damals weltweit als der modernste taktische Standard galt, der, basierend auf den Lehren des Krieges von 1870/71, die Entscheidung im Angriff und letztlich im Nahkampf suchte. Noch konnte niemand ahnen, dass der Russisch-Japanische Krieg die Vorlage für das lieferte, was sich nur zehn Jahre später auf den Schlachtfeldern Flanderns und Nordfrankreichs abspielen sollte. Es war das Zusammentreffen von waffentechnischer Revolution, nationalstaatlich motivierter Massenmobilisation und militärischer Offensivdoktrin, was schließlich zu dem grauenhaften Massensterben des Ersten Weltkrieges führen sollte (Sheffy, 2007, S. 255-258).

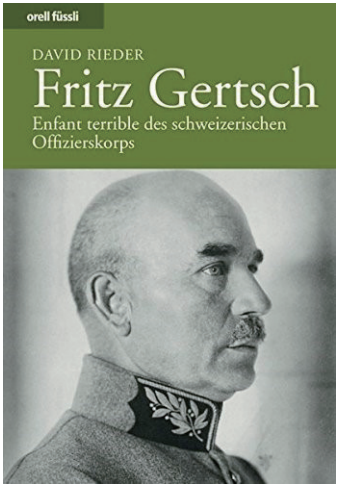
Der atemberaubend rasante und mit unglaublicher Härte durchgeführte Modernisierungsprozess Japans, das sich 1868 aus seiner erstarrten Feudalordnung verabschiedet hatte, führte das Inselreich nicht nur aus seiner selbstgewählten Isolation heraus, sondern auch geradewegs in die Konfrontation mit den Kolonialmächten in Ostasien (*OAG Notizen* 2010/03, S. 25).

Für Japan stellte nach dem Sieg gegen das kaiserliche China der Qing 1894/95 Russland die größte und unmittelbarste Herausforderung auf dem asiatischen Kontinent dar, in Korea und der südlichen Mandschurei rieben sich die Interessen der beiden Mächte aneinander. Mit dem englisch-japanischen Flottenvertrag von 1902 konnte sich Japan den Rücken freihalten und begann nun, eine direkte Konfrontation mit dem Zarenreich ins Auge zu fassen. Im Jahre 1904 wendete das hochgerüstete Japan rund 82% (!) seines Staatshaushaltes für sein Militär (Flotte und Heer) auf, das auf dem Höhepunkt des Konfliktes eine Mannschaftsstärke von 400.000 Soldaten erreichte und über die viertgrößte Flotte verfügte (Realtimehistory a.a.O). Demgegenüber stand der russische Koloss mit einem Potenzial von insgesamt über drei Millionen Soldaten, von denen zu

Kriegsbeginn aber nur 150.000 im Fernen Osten standen. Für den Kampf mit Japan mobilisierte Russland schließlich etwa 500.000 Mann. Die Masse des russischen Heeres bestand dabei zum allergrößten Teil aus Wehrpflichtigen, die, schlecht ausgebildet und bewaffnet, von Offizieren aus dem Adel geführt wurden, deren militärische Kompetenz allzu oft sehr zu wünschen übrig ließ. Dazu kamen die gewaltigen Logistikprobleme, ein Riesenheer über eine einspurige Eisenbahnlinie zu versorgen, das 10.000 km weit entfernt im Kampfe stand (Kowner 2007, S. 23 Fn 11).

In ihrer strategischen Konsequenz untergrub die blamable Leistung der russischen Militärmaschinerie gegen Japan auch die prekäre Machtbalance in Europa zugunsten des Deutschen Reiches, dessen militärisches und wirtschaftliches Gewicht durch die russische Schwäche an Bedeutung gewann, was die deutschen Militärs ihrerseits zu riskanten Offensivplanungen gegen Frankreich verleitete. Dasselbe galt auch für die britische Flotte, deren relative Übermacht auf den Weltmeeren nach der Vernichtung der russischen Pazifikflotte noch erdrückender erschien. Schließlich ermunterte Russlands wahrgenommene Schwäche nicht zuletzt auch Österreich-Ungarn und die Staaten auf dem Balkan dazu, ihre jeweiligen Expansionsgelüste zu befriedigen (Kowner 2007, S. 5f, 9). Der Russisch-Japanische Krieg setzte in der Folge ungeahnte Entwicklungen in Gang, die letztendlich in der europäischen Katastrophe des Ersten Weltkrieges kulminierten.

Das konnte man damals natürlich nicht absehen, dieser Krieg bot jedoch Anschauungsunterricht taktischer Art, die im Lichte der vorherrschenden Militärdoktrin gesehen und analysiert wurde. Die Schweiz entsandte zwei Berufsoffiziere als Beobachter nach Tokyo und auf die Kriegsschauplätze in die Südmandschurei: Oberstleutnant Fritz Gertsch (1862–1938) und Hauptmann Richard Vogel (1870–1950), einen ausgewiesenen Kavallerieexperten.



Fritz Gertsch wuchs mit acht Geschwistern im Hinterland von Bern als Sohn eines einfachen Strohhutflechters auf. Die bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnisse erlaubten ihm keine weiterführende Ausbildung – was aber ohnehin nicht seinem Naturell entsprach. Nur die Armee konnte ihm eine Karriere bieten, und seine Intelligenz ermöglichte es ihm, in das von Berufsmilitärs gebildete, exklusive Instruktorenkorps (Ausbilder) einzutreten, wo er zwischen 1882 und 1899 vom Leutnant bis zum Oberstleutnant aufstieg. Die graue Theorie war nicht seine Sache, entsprechende Stabsarbeit war ihm ein Gräuel und seine diesbezüglichen Leistungen während eines Generalstabsaufenthaltes wurden dementsprechend be-

Abb. 3: Oberstdivisionär Fritz Gertsch

urteilt (Rieder 2009, S. 185f). Gertsch sah sich selbst immer als einen Mann der Tat, d.h. als zupackenden Truppenführer, und darüber hinaus wohl auch als Draufgänger, um nicht zu sagen Haudegen. Mehr noch, die Armee bedeutete ihm nicht bloß Broterwerb, sie wurde für ihn zur wahren Passion, und die Sicherstellung ihrer Kriegstüchtigkeit war ihm ein Herzensanliegen, dem er alles kompromisslos unterordnete – selbst seine Karriere (Lezzi 1971, S. 748)!

Und genau hier lag auch das Problem, das ihn schließlich zum eigentlichen „Enfant terrible" des Schweizer Militärs machen sollte. In Fritz Gertsch hatte die Leidenschaft nämlich von einem geradezu cholerischen, eigensinnigen Charakter Besitz ergriffen, der Person und Sache niemals zu trennen vermochte, bis hin zu der wahnhaften Vorstellung, dass sich alles gegen ihn verschworen habe. Er war wohl der umstrittenste Offizier, den die Schweizer Armee je in ihren Reihen zählte, scharfsichtig und intelligent in seinen Analysen, aber undifferenziert radikal in seinen Schlussfolgerungen, blieb er bis zuletzt uneinsichtig und rechthaberisch. In seinen stets scharf formulierten Schriften teilte er jeweils mit dem Zweihänder aus, wenn ihm etwas nicht passte, war selbst jedoch dünnhäutig und unfähig, Kritik zu ertragen oder auch nur konstruktiv damit umzugehen. Der gewundene Nachruf auf ihn spricht Bände:

> „[…] Wer zu den Schriften des Verstorbenen greift, wird es kritisch tun. Der Verstorbene hätte gewünscht, dass es so und von vielen geschehen wäre zu seinen Lebzeiten. Wenn aber das gelegentlich unternommen worden ist, so hat er nicht nur scharf geantwortet, sondern auch so, dass mancher schwieg. Denn mit seiner Feder verteilte der Fechter nicht nur Hiebe, sondern auch Finten, Andeutungen. Das war schwer erträglich und: «wer mit den Augen winkt, denkt nichts Gutes; und wer mit den Lippen andeutet, vollbringt Böses». Man kann als Böses hier wohl nennen, das er sich selbst zugefügt hat, dass eben seine Schriften und Ideen nicht so wie er es wünschen mochte, zur Geltung kamen, der Streitart des Verfassers wegen; Gegner und Freunde hielten sich von ihnen zurück." (Frey 1938, S. 723).

2. Demokratie und Militär – Der „Richtungsstreit" in der Schweiz

Im Gegensatz zu den Ländern mit einer langen feudalen Tradition stellte das streng hierarchischen Prinzipien folgende Militärwesen in der basisdemokratisch strukturierten und gewachsenen Schweiz immer eine Art Fremdkörper dar und war nur schwer mit dem staatspolitischen Selbstverständnis der Eidgenossenschaft und ihrer Bürger Innen zu vereinbaren. In der Schweiz war das Wehrwesen seit alters her genossenschaftlich-gefolgschaftlich organisiert. So etwas wie eine Offizierskaste konnte dabei nicht entstehen, auch wenn im Zentrum der kantonal organisierten „Reisläuferei" (Solddienstwesen) während der „Alten Eidgenossenschaft" und auch nach der Gründung des Bundesstaates im Jahre 1848 Berufsmilitärs standen, die ihr Wissen in fremden Diensten, insbesondere französischen, erworben hatten. In dem komplizierten politischen Geflecht spielten höhere Milizoffiziere, die oft auch als eidgenössische Po-

litiker über großen Einfluss verfügten, eine wichtige Rolle bei der Ausgestaltung der Eidgenössischen Armee. Und nicht zuletzt darf nicht übersehen werden, dass das Gros der Unteroffiziere aus Arbeiterkreisen stammte, die politisch der militärskeptischen Sozialdemokratie nahestanden (Jaun, *Ein Volk*, 1997, S. 147f). Obwohl mit der Gründung des Bundesstaates die Armee weitgehend in die Kompetenz des Bundes fiel, war deren Kampfkraft selbst nach 1848 immer auch noch vom Kontingentssystem der Kantone und deren Kooperationswillen abhängig. Der waffentechnische Fortschritt in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts stellte die Schweizer Milizarmee bezüglich Ausbildung und Bewaffnung vor schwierige Probleme.

Außenpolitisch ließen die erfolgreichen Einigungsprozesse Italiens (1859) und Deutschlands (1866) zwei mächtige Nachbarstaaten entstehen, die eine potenzielle Bedrohung der Schweizer Unabhängigkeit darstellten. Der Milizcharakter der Schweizer Armee und ihre im internationalen Vergleich sehr kurzen Ausbildungszeiten schrien förmlich nach Reformen, um die neutralitätsrechtlich vorgeschriebene Kampfkraft und Kriegstüchtigkeit der Armee sicherzustellen. So unbestritten dieser Reformbedarf war, so umstritten waren die Art und Weise, wie denn diese Armee reformiert und modernisiert werden sollte. Die Diskussion darum artete in der Folge zu einem regelrechten Glaubenskrieg aus, in dem sich die beiden Lager, die sogenannte „Neue Richtung“ und die „Nationale Richtung“, unversöhnlich gegenüberstanden und ihren erbitterten Konflikt mit Hilfe der Presse in aller Öffentlichkeit austrugen, so dass er weit über militärische Kreise hinaus auch zum Politikum wurde und das Land spaltete (Rieder 2009, S. 51, 114f).

Der Kopf der „Neuen Richtung“ hieß Ulrich Wille (1848–1925), der im Ersten Weltkrieg den Oberbefehl über die Schweizer Armee erhalten sollte. In Hamburg geboren, wuchs er jedoch in Zürich auf und begann seine steile militärische Karriere 1867 bei der Artillerie. Über seine Ehefrau Clara von Bismarck war er sogar mit der Familie des „Eisernen Kanzlers“ verbunden; äußerst deutschfreundlich in seiner Haltung, machte er nie einen Hehl daraus, wo er das militärische Vorbild für die Schweizer Armee sah und sprach zeitlebens ausschließlich Hochdeutsch. Wille scharte zahlreiche Gleichgesinnte um sich, die diese informelle „Neue Richtung“ verkörperten, und unter diesen war Fritz Gertsch wohl sein treuester und radikalster Anhänger. Diese „Neue Richtung“ bestand in ihrer Mehrheit aus einer Gruppe von jüngeren Instruktionsoffizieren, die sich für eine Abkehr vom bisherigen Konzept des republikanischen Bürgersoldaten aussprach, so wie ihn ihre Gegner der „Nationalen Richtung“ vor Augen hatten – zumeist ältere Offiziere in der höheren Militärverwaltung. Inspiriert vom deutschen Vorbild forderten die Vertreter der „Neuen Richtung“ vor allem eine veränderte Ausbildung, während der die Milizsoldaten Disziplin und Gehorsam verinnerlichen sollten (Rohé 2019, S. 263).

Mit seiner auf einem Vortrag vor der Zürcher Offiziersgesellschaft basierenden, äußerst polemischen Schrift umriss Gertsch nicht nur das Anliegen der „Neuen Rich-

tung“, sondern verlagerte den Streit gleichzeitig in die Öffentlichkeit und empfahl sich seinem Mentor Wille als der Mann fürs Grobe. Bezeichnend für Gertschs Stil war der Titel seiner Schrift: „Disciplin! oder Abrüsten!“.

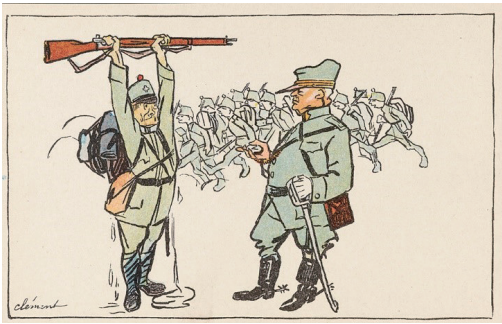


Abb. 4: Soldatenschinder 1917
(Charles Clément, satire-la Suisse en cartes postale)

Zur Überwindung der angeblichen Missstände in der Armee und zur Hebung des Ausbildungsstandards setzten die Vertreter dieser „Neuen Richtung“ auf strengsten militärischen Drill als erfolgversprechende Methode, um aus den Bürgern in Uniform Soldaten zu formen. Im Ansehen und in der Rolle des Offiziers sah Gertsch den Schlüssel zur Ertüchtigung und Kampfkraftsteigerung der Armee. Der Soldat müsse seinen Vorgesetzten zunächst einmal fürchten, um ihn später schätzen und achten zu lernen (Rieder S. 46f, 70).

Ihre Gegner verurteilten diese neue Strömung militärischen Denkens als fremdartig, ja, „unschweizerisch“, weshalb sie auch die Bezeichnung „Nationale Richtung“ erhielten. In den Augen dieser Gruppe drohte nicht weniger als eine „Verpreußung“ der Schweizer Armee, falls sich Wille mit seinen neuen Ideen durchsetze. Einer ihrer Vertreter hielt Gertsch entgegen, dass der Drill das „gefährlichste unter den gefährlichen Surrogaten“ für Disziplin sei. Sie schworen auf militärische Erziehung im Sinne einer „festen Hand“, wohlwollender Behandlung und Sorge für die Untergegebenen als Basis für eine Disziplin, die auf gegenseitiger Achtung und Anhänglichkeit beruhte; mit dem Stock in der Hand werde nichts Dauerhaftes erreicht. (Rieder 2009, S. 77, 79). Gertsch hielt absolut nichts von solchen Überlegungen und die Schweizer Sympathien für die südafrikanischen Burenmilizen im Kampfe gegen die mächtige britische Armee um die Jahrhundertwende tat er verächtlich als „Burenschwärmerei“ ab, deren erstaunlichen Anfangserfolge bestenfalls einen „gewissen romantischen Reiz“ hätten (Gertsch 1910, S. 104). Unbeirrt und kompromisslos machte er sich daran, seine eigenen Vorstellungen in den von ihm befehligten Einheiten umzusetzen und geriet dabei als Soldatenschinder in die öffentliche Kritik und in disziplinarische Schwierigkeiten. Das schien ihn aber nur umso kampfeslustiger zu machen, mit spitzer Feder teilte er aus und prangerte direkt oder als anonymer, aber federführender Autor angebliche und tatsächliche militärische Missstände an, in der Folge rauschte es mächtig im Schweizer Blätterwald. Über Wochen und immer wiederkehrend jagten sich die meist arg übertriebenen Sensationsmeldungen: „Markwalder-Affäre“ (Rieder 2009, S. 106ff), „Hydra-Affäre“ (Rieder 2009, S. 141ff), „Keppler-Prozess“ (Rieder 2009, S. 177ff), so lauteten die

Schlagzeilen, hinter denen immer wieder der Name Gertsch auftauchte oder zumindest vermutet werden konnte. Sie spalteten nicht nur das Land und vergifteten das Klima rund um die anstehenden Armeereformen, sondern beendeten auch ein paar militärische Karrieren hochrangiger Offiziere. Aus der ganzen Schlammschlacht ging schließlich die „Neue Richtung“ gestärkt hervor. Wille und sein Schützling Gertsch konnten recht zufrieden sein, denn das neue Militärorganisationsgesetz von 1905/07 sollte einigen ihrer organisatorischen Kernanliegen Rechnung tragen (Rieder 2009, S. 188f, 199). Aber der umtriebige Gertsch wollte mehr vom Leben, und die Nachricht vom Ausbruch eines Krieges zwischen Japan und Russland kam ihm gerade recht; dies umso mehr, als er auch noch in juristischen Schwierigkeiten steckte und aufgrund seiner geharnischten Artikel einen Prozess wegen Verleumdung befürchten musste.

3. In Japan und an der Front

Am 9. Februar 1904 wurden die Feindseligkeiten zwischen Japan und Russland durch den Überfall der japanischen Flotte auf das russische Pazifikgeschwader, das in Port Arthur vor Anker lag, eröffnet. Bereits einen Tag später reichte Gertsch bei seinem Vorgesetzten das Gesuch ein, als Militärbeobachter auf den Kriegsschauplatz in Ostasien abkommandiert zu werden. Darin wies er auf die Möglichkeiten hin, die dieser Waffengang böte, um neueste Erkenntnisse in Bezug auf Taktik, Organisation, Bewaffnung und Ausbildung für die eigene Armee zu gewinnen.

Diese Argumentation entsprach durchaus auch der Auffassung des Generalstabs, der anlässlich des Krieges zwischen Griechenland und dem Osmanischen Reich im Jahre 1897 bereits festgehalten hatte:

> „Die Sammlung von Erfahrungen über den Wert der heutigen Kriegsmittel & über die Zweckmässigkeit taktischer Formationen & Grundsätze dürfte auch heute wieder für die Taxierung unserer eigenen Ausbildung & Ausrüstung viele lehrreiche Vergleichspunkte bieten & die gebirgige Natur des Kriegsschauplatzes wird den Wert der zu sammelnden Erfahrungen für unsere eigenen Verhältnisse noch erhöhen“ (zitiert nach Rohé 2019, S. 264).

Auch der Bundesrat (Regierung) erkannte die Tragweite dieses neuerlichen Konfliktes und gab Gertschs Antrag statt (Rieder 2009, S. 203f). Neutralitätsrechtliche und -politische Gründe standen diesem Unterfangen nicht entgegen: „Schweizer Offiziere hätten so [als Beobachter R.M.] an den preußischen Feldzügen gegen Dänemark 1864, Österreich 1866 und Frankreich 1870/71 teilgenommen.“ Auch Gertsch hatte sich 1897 bereits um eine Abkommandierung nach Griechenland bemüht, war mit seinem Ersuchen damals jedoch nicht durchgedrungen (Rohé 2019, S. 261-263).

Am 20. Februar erhielt er nunmehr den ersehnten Befehl, in Begleitung des Hauptmanns Richard Vogel nach Tokyo abzureisen, um auf der japanischen Seite dem Kriegsgeschehen zu folgen. Ursprünglich war die Schweizer Mission auf ein halbes

Abb. 5: Richard Vogel (Eidg. Militärarchiv)

Jahr befristet. Auf Drängen von Gertsch wurde der Auftrag später dann aber bis zum Jahresende 1904 verlängert. Am 2. März 1904 schifften sich die beiden in Genua auf der *Prinz Heinrich* des Norddeutschen Lloyd ein und landeten am 10. April 1904 in Yokohama. Dort trafen sie mit dem Schweizer Generalkonsul Paul Ritter zusammen, der ihnen ein Treffen mit dem japanischen Oberbefehlshaber Marschall Ōyama Iwao (1842–1916) und Generalstabchef Kodama Gentarō (1852–1906) vermittelte, denen sie später in der Mandschurei wieder begegnen sollten.

Gertsch ist beeindruckt von der ruhigen, professionellen und zuversichtlich-optimistischen Stimmung, die in den Ministerien und Operationsräumen des japanischen Heeres damals herrschte. Schon diese erste Beschreibung lässt auch bereits erkennen, wo seine eigenen Werte und Überzeugungen im Militärwesen lagen:

> „Ich hatte das bestimmte Gefühl, dass diese Menschen voller Vertrauen den Ereignissen entgegensehen. Später habe ich dieses Selbstvertrauen verstehen lernen. Es stützte sich auf die gewiss begründete Überzeugung, dass das Heerwesen in Ordnung war und dass auf allen Posten die richtigen Leute standen. Freilich haben die Japaner auch ihren Gegner gekannt. Sicherlich waren sie über die Zustände in Russland besser unterrichtet als irgendeine andre Macht. Aber einerseits liegt hier auch nur der Beweis, dass die Japaner verstehen, die Menschen nach ihren Fähigkeiten anzustellen und dass sie sich dabei von gar keinen Nebenrücksichten leiten lassen. Und anderseits blieb trotz der vermeintlichen Kenntnis des Gegners immer noch genug Raum zu Überraschungen und Zweifeln. Darüber half nur die Gewissheit hinweg, dass Verwaltung und Führung des Heeres den Forderungen des Krieges entsprachen“ (Gertsch 1907, Bd. 1, S. 10).

Marschall Ōyama selbst stellte sich als ein Freund der Schweiz vor, hatte er doch von 1872-1874 in Genf Russisch studiert und das Land bereist. In Genf lernte er außerdem Henri Dunant (1828–1910), den Gründer des Roten Kreuzes, kennen (Gertsch 1910 Bd. 2, S. 49f).

In Tokyo waren 34 ausländische Offiziere aus verschiedenen Armeen als Beobachter versammelt. Am stärksten war Großbritannien mit 10 Offizieren vertreten; als Flottenverbündete genossen sie außerdem eine Vorzugsstellung bei den Japanern. Aus die-

sen Offizieren wurden drei Gruppen gebildet, die den Armeen zugeteilt wurden. Fritz Gertsch gehörte zur ersten Beobachtergruppe, Hauptmann Vogel zur zweiten.

Abb. 6: Feldmarschall Ōyama in der Mandschurei (Wikipedia Commons)

Nach einer Audienz beim Kaiser am 27. April erfolgte am 30. April 1904 die Abreise vom Bahnhof Tokyo nach Shimonoseki und am 2. Mai weiter nach Korea (Lepach, *Meiji Porträts* a.a.O). Überall trafen sie auf begeisterte Menschen, die in „Banzai"-Rufe ausbrachen, wenn diese Ausländer ihre Frage, wer denn diesen Krieg gewinnen werde, im positiven Sinne beantworteten. Sehr zu seinem Verdruss erfuhr er in Shimonoseki, dass die japanische Armee bereits die erste Schlacht siegreich geschlagen und den Übergang über den Yalu-Fluss erzwungen hatte. Er vermutete, dass hinter der verspäteten und gemächlichen Abreise der Militärbeobachter System steckte und sich die Japaner nicht gerne in die Karten blicken ließen. Im Hafen von Tschemulpo/Korea kam die Gruppe erst am Abend des 5. Mai an, vorbei an den Wracks der von den Japanern zerstörten russischen Kriegsschiffe *Varyag* und *Korejetz* (Gertsch 1907, S. 18f).

Sein Eindruck von dem verarmten Korea ist deprimierend, und mit seinen düsteren Vorahnungen sollte der Oberst leider nur allzu Recht behalten:

> „Korea könnte ein schönes, fruchtbares Land sein, ist jedoch durch eine korrumpierte, diebische Verwaltung beinahe zur Wüste verwandelt. Die Koreaner könnten im blühendsten Wohlstande leben, fristen aber ein menschenunwürdiges, elendes Dasein. Sie sind zum Müssiggange verdammt weil ihnen die Regierung alles wegnimmt, was sie zum kümmerlichsten Lebensunterhalte nicht unbedingt brauchen. Sie sind ein schöner Menschenschlag von eher kaukasischem als mongolischem Typus, aber verbummelt und geistig verkommen, auf einer geistig sehr niedrigen Kulturstufe stehend. […] Man empfindet tiefes Mitleid mit diesen armen Teufeln und wünscht der Regierung dieses Landes aufrichtig den längst verdienten Untergang. Nur wird das koreanische Volk unter japanischer Herrschaft noch lange keine guten Zeiten haben. Denn wenn im Japaner der niedern Volkschichten das Selbstbewusstsein erwacht ist, so ist er gewalttätig, und die Erfolge dieses Krieges haben dieses Selbstbewusstsein nicht nur geweckt, son-

dern bis zum Hochmute gesteigert. Das werden die Koreaner zu fühlen bekommen. […] Wo ein Koreaner in den Bereich eines japanischen Postens kam, hatte er den Kolben oder die Mündung in der Seite oder im Rücken oder wo es gerade hintraf. Eine ähnliche Behandlung wurde später teilweise auch den Mandschuren zuteil“ (Gertsch 1907, S. 21f).

Endlich am Kriegsschauplatz eingetroffen, traf Gertsch mit General Kuroki Tamemoto (1844–1923), dem Befehlshaber der 1. Japanischen Armee zusammen, von dem er freundlich willkommen geheißen wurde und der ihn schließlich der Kaiserlichen Gardedivision unter General Hasegawa Yoshimichi (1850–1924) zuteilte. Diese Einheit war seit Beginn des Feldzuges an vorderster Front dabei und im Kampfe ungeschlagen. Gertsch hielt große Stücke auf Hasegawa und ebenfalls auf dessen Stabschef, Generalmajor Fujii Shigeta, der in Wien studiert hatte und mit dem er auch auf Deutsch kommunizieren konnte. Beiden attestierte er eine hohe Intelligenz, Hasegawa erinnerte ihn mit seiner ruhigen, kompetenten Art, hinter der sich offenbar ein starker Wille verbarg, gar an einen Indianerhäuptling aus James Fenimore Coopers *Lederstrumpferzählungen* (Gertsch 1907, S. 63f).

Abb. 7: General Kuroki (vorne Mitte, sitzend), und ausländische Beobachter; Gertsch (Pfeil) mit eidgenössischer Armbinde, aber in fremder Uniform (Wikipedia Commons)

Schon sehr bald musste Gertsch aber die Erfahrung machen, dass die Japaner ihre Karten nicht offenlegen wollten, sie hatten sich offenbar Gedanken über den Besuch der ausländischen Beobachter gemacht und waren entsprechend vorbereitet. Die Geländekarten, die sie ihnen aushändigten, waren in einem unbrauchbar hohen Maßstab, und die Standardantwort, auch auf seine einfachsten Fragen, lautete überall gleich: das ist geheim! Hinter der freundlichen Fassade vermeintlich kooperativer Höflichkeit stell-

ten sich die widerwillig erteilten Auskünfte nachträglich außerdem noch meist als unrichtig heraus. Insbesondere bei Missgeschicken und Rückschlägen schlug die japanische Freundlichkeit rasch um, und dann kam Gertsch zufolge der „latente Hass gegen den Fremdling an die Oberfläche. Da waren sie unerschöpflich in der Erfindung von Schwierigkeiten für uns und tischten uns die grössten Unwahrheiten auf […], nur um uns irre zu führen“ (Gertsch 1907, S. 155).

Diese Geheimniskrämerei erzürnte ihn außerordentlich, und er wehrte sich auf seine, man möchte sagen typische Weise, indem er japanische Anweisungen entweder sehr großzügig auslegte – oder einfach ignorierte. So trug er statt der geforderten roten Armbinde für die Beobachter die Eidgenössische Armbinde mit dem weißen Kreuz und schreckte auch vor Befehlsverweigerung nicht zurück. Da ritt er schon mal verbotenerweise bis in die vorderen Linien, wo er prompt unter direkten Feindbeschuss und in Lebensgefahr geriet – alles für seine Mission (Gertsch 1907, S. 93-96). Die von der japanischen Armee praktizierte, strenge Zensur der ausländischen Korrespondenz fand er dagegen in Ordnung und außerdem noch clever durchgeführt:

> „Die Japaner haben es meisterhaft verstanden, nur das aus der Mandschurei hinausgehen zu lassen, was ihren Zwecken diente oder nicht schaden konnte.“ (Gertsch 1907, S. 61f).

Aber trotz dieser Einschränkungen waren Gertsch und Vogel in der Lage, sich ein genaues Bild von den Fähigkeiten und Qualitäten ihrer Gastgeber zu machen, und was sie sahen, beeindruckte beide sehr. Dabei ist natürlich auch zu berücksichtigen, dass es sich bei der Kaiserlichen Gardedivision um eine Eliteeinheit handelte. Bereits in Tokyo hatte Gertsch einen positiven ersten Eindruck von den höheren Offizieren erhalten und dieser Eindruck änderte sich auch auf dem Schlachtfeld nicht. Seine teilweise begeisterten Schilderungen und Beschreibungen der japanischen Soldaten im Felde verrät gleichzeitig auch sehr deutlich, was er sich für die eigene Armee daheim gerne wünschte. Gleich zu Beginn richtete Gertsch sein Augenmerk auf die soldatische Haltung der japanischen Kämpfer und geriet dabei regelrecht ins Schwärmen:

> „Sobald die Truppe die Unterkunft bezogen und alles wieder in Ordnung hatte, wurde exerziert. […] Exakter und straffer exerzieren sah ich nie. Diese Zugführer und Kompaniechefs wetteiferten miteinander in ihrer Abteilung die beste Haltung, den schärfsten Taktschritt und den saubersten Gewehrgriff zu haben. […] Das militärisch geübte Auge erkannte seine nachhaltige, nie versagende Wirkung in dem prachtvollen Appell in jeder Lage und jeder Formation […], oder im Kampfe in Schützenlinie – immer und überall war der gleiche sichere Zusammenhang bemerkbar, dasselbe aufmerksame Bestreben der Leute, an ihrem Platze zu bleiben“ (Gertsch 1907, S. 64f).

Tadellose Disziplin, kein Fluchen bei Missgeschicken und selbst der Aufzug nach einem Kampfeinsatz war anscheinend immer noch beeindruckend:

> „[…] was geputzt sein konnte, war geputzt, und von jener Unordnung und Nachlässigkeit, die man hie und da in Europa schon im Manöver als unvermeidliche Folge des Feldlebens ansieht und gutmütig duldet, war keine Spur zu entdecken, weder am Anzuge, noch an den Waffen“ (Gertsch 1907 S. 159, 173).

Saubere Schützenlinien, Lerneifer und Tapferkeit, das fiel dem Beobachter aus der fernen Schweiz bei seinen Gastgebern vor allem auf, und nach seinem Dafürhalten waren dies auch die Garanten des japanischen Kriegserfolges. Dabei betrachtete er diese „unvergleichliche Tapferkeit“ der japanischen Soldaten aber nicht etwa als eine „Rasseneigentümlichkeit“, die zur Todesverachtung etwa beim „Harakieri“ (*seppuku*, rituelle Selbstentleibung) neige, – ganz im Gegenteil: „der Japaner hängt am Leben mit einer geradezu kindlichen Schwärmerei wie sie bei keinem anderen Volke anzutreffen ist“ (Gertsch 1910, S. 96–98).

Seine Erklärung zur Auflösung dieses offensichtlichen Widerspruchs zwischen todesmutiger Tapferkeit und kindlicher Lebensfreude kann uns nicht überraschen:

> „Der Grundzug dieser soldatischen Schulung war vollkommene Exaktheit in allen Verrichtungen, die sich zu exakter Ausführung eignen. Die Japaner hatten von ihrem [deutschen, R.M.] Ratgeber gelernt, dass minuziöser Straffheit, als Selbstzweck gepflegt, eine tiefgehende Wirkung als Mittel zur Erziehung von Gewissenhaftigkeit und von zuverlässiger Pflichterfüllung innewohne. […] Man soll nicht sagen, gewöhnliche Menschen liessen sich nicht zu Helden machen. Es gibt kaum gewöhnlichere Menschen als die Durchschnittsjapaner sind. Die japanischen Truppen haben sich samt und sonders so geschlagen, dass grössere Heldenhaftigkeit niemals aufgewiesen worden ist. Das war übrigens dieselbe Erscheinung wie im deutsch-französischen Kriege. […]. Die Japaner drillten tüchtig. Bessere und gleichmässigere Haltung habe ich nie gesehn. Auch nie glattere Gewehrgriffe“ (Gertsch 1910, S. 101f).

So offensichtlich für ihn die japanische Kriegstüchtigkeit erschien, so verheerend war der Eindruck, den er vom russischen Gegner gewann:

> „Die Mannschaft gehorchte aus angeborenem Respekt vor der Autorität, aber die elementarsten Fertigkeiten und Kenntnisse gingen ihr ab. Sie konnte weder schiessen, noch exerzieren. Sie blieb am Feind und liess sich totschiessen, solange die Offiziere da waren. Waren diese gefallen, so lief sie davon. […] Unfähige Offiziere und vernachlässigte Mannschaften ergeben eine Truppe, deren Kriegskunst auf einer sehr niedrigen Stufe stehen muss, und in der Tat war die Fechtweise der Russen von mitleiderregender Kunstlosigkeit. Sie konnten sich in eine Stellung legen und daraus ihre Salven abknallen, bis Zeit zum Rückzuge gekommen war“ (Gertsch 1907 S. 238f).

Die Schlacht von Liaoyang sollte zur Entscheidungsschlacht im Russisch-Japanischen Krieg werden, Feldmarschall Ōyama beabsichtigte, hier dasselbe Kunststück zu voll-

bringen, dessen Zeuge er als junger Militärbeobachter im Deutsch-Französischen Krieg geworden war: die Einkesselung und Vernichtung der kaiserlich-französischen Armee. Die Kampagne von Liaoyang zog sich fast 2 Wochen, vom 24. August bis zum 5. September (1904), hin in einer Abfolge von Angriffen und Gegenangriffen, bei der die japanische Seite aber immer in der Offensive blieb.

In einem Brief nach Hause schwärmte Hauptmann Vogel:

> „So werden mir die Schlachttage von Liaoyang unvergesslich bleiben, da ca. 300 Geschütze während 48 Stunden Feuer spien, und es uns vergönnt war, die prächtige japanische Infanterie zu sehen, die in den Tod geht, wie bei uns die Kinder auf eine Schulreise“ (zitiert in: Nakai 2005, S. 4).

Obwohl auch diese Schlacht wiederum mit einem japanischen Sieg endete, konnte das Ziel, die russische Armee zu zerschlagen, nicht erreicht werden; Gertsch machte das zögerliche Vorgehen Ōyamas dafür verantwortlich, dass es den Russen wiederum gelungen war, ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen:

> „Der Traum der Japaner bei Liaoyang ein Sedan zu haben, musste ein Traum bleiben. Die Russen taten zwar alles, was sie tun konnten, um ihn in Erfüllung gehen zu lassen, aber die Japaner auch alles, um seine Verwirklichung zu stören“ (Gertsch 1907, S. 243-246).

4. Lehren aus dem Russisch-Japanischen Krieg

Ob Briten, Franzosen oder Deutsche, die grundsätzliche Erkenntnis, die die Militärs in Europa aus dem Russisch-Japanischen Krieg zogen, blieb im Kern dem alten Denken, d.h. der Offensivdoktrin, verhaftet (siehe oben S. 23). Sowohl französische als auch deutsche Beobachter schrieben den Sieg Japans über das mächtige Russland der überlegenen Kampfmoral und dem Offensivgeist der japanischen Soldaten und Offiziere zu. Dagegen wurde die defensive Haltung der Russen von den Militärbeobachtern als Passivität wahrgenommen und entsprechend kritisiert. Sie übersahen dabei jedoch, dass die eingesetzten modernen Waffen (Maschinengewehr und Artillerie) die Verteidigung begünstigten und es letztlich ebendiese Defensivstrategie war, welche die Russen vor ihrer Vernichtung bewahrt hatte (Sheffy 2007, S. 265f). Dabei gab es zumindest ein Ereignis, das diese Offensivdoktrin ad absurdum führte – die Eroberung der Festung Port Arthur (Lüshun)!

Der von dem unfähigen General Nogi Maresuke (1849–1912) in eine Serie von Bajonettattacken gegen die russischen Maschinengewehre geschickten japanischen Infanterie gelang es zwar, die Festung schlussendlich zu stürmen, aber der Blutzoll war entsetzlich, nicht weniger als 59.000 Tote und Verletzte hatte das ganze Unternehmen gefordert! Gertsch hatte diese Angriffe nicht persönlich beobachtet, er besichtigte das Schlachtfeld erst kurz danach; erschüttert bezeichnet er dieses selbstmörderische Vorgehen als „antikes Heldentum“ (Gertsch 1910, S. 80f).

Diese Vorlage für die sogenannten „*Banzai*-Angriffe“ in den 1940er Jahren nannten die Japaner *nikudan kōgeki* (wörtlich: Fleischkugelangriffe, Englisch: *human bullets*). Damit versuchte man, technische Unterlegenheit und taktische Nachteile durch Kampfgeist und Opferbereitschaft zu kompensieren (Matsusaka S. 179ff).

Dieser blutige Krieg änderte nichts an der gängigen Doktrin von der Überlegenheit des Angriffs über die Verteidigung, erst in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs wurde sie zu Grabe getragen. Wenn sich denn neue Erkenntnisse daraus ergaben, dann lagen diese auf der taktischen Ebene:

- aufgelockerte, flexible Schützenlinien, die beim Vorgehen natürliche Deckungsmöglichkeiten ausnützen
- bei der Führung sollte das Gewicht nach unten verlagert werden, d.h. es wurde mehr Eigeninitiative und Verantwortung von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten in der Kampflinie verlangt
- Artillerie- und Maschinengewehrfeuer dienten primär dazu, den Angriff der Infanterie zu unterstützen (Sheffy 2007, S. 262f).

Auch Gertsch wich in seinen Schlussfolgerungen nicht von den Urteilen der übrigen Militärbeobachter ab. Die taktische Überlegenheit des Angriffs mit aufgelockerten Schützenlinien sei Dank erhöhter Feuerkraft und offensiver Grundeinstellung bei Offizieren und Soldaten einmal mehr bestätigt worden (Gertsch 1910, S. 83, 121f). Der Kriegserfolg war nach seinem Dafürhalten nicht so sehr der japanischen Tüchtigkeit als vielmehr russischer Untüchtigkeit zuzuschreiben, ein indirekter Hinweis auf die Zustände, die er daheim kritisierte. Positives in diesem Kriege, so sein Fazit, sei ausschließlich von japanischer Seite zu lernen, und er bedauerte, dass man sich in Europa so uneinsichtig gebe:

> „Die Wesenseigenart des Japaners ist dem Europäer unsympathisch. Und Rassenstolz, europäisches Selbstgefühl gegenüber dem aufstrebenden Asiaten, und vielleicht auch ein wenig Eifersucht des Meisters auf den Lehrling tun das Übrige“ (Gertsch 1910, S. 105f).

Der Königsweg zur Kriegstüchtigkeit ist für ihn klar eine Frage der militärischen Ausbildung und weniger der waffentechnischen Ausstattung: straffe Erziehung, Exaktheit in allem Tun und vor allem immer wieder eines: unermüdlicher militärischer Drill!

Auch für Hauptmann Richard Vogel war die grundlegende Erkenntnis aus seinen Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges weniger eine technische, sondern ganz allgemein eine solche der moralischen Erziehung, die soldatischen Geist und „Mannhaftigkeit“ (*manliness*) betont, wie er dies bei den japanischen Soldaten erkannt zu haben glaubte. Die Jugend sei von gut bezahlten Lehrern zu erziehen nach dem Motto: „Einfachheit im Lebensstil und Einfachheit in der Lehre“ (auf Englisch zitiert in Lensen 1969, S. 452f).

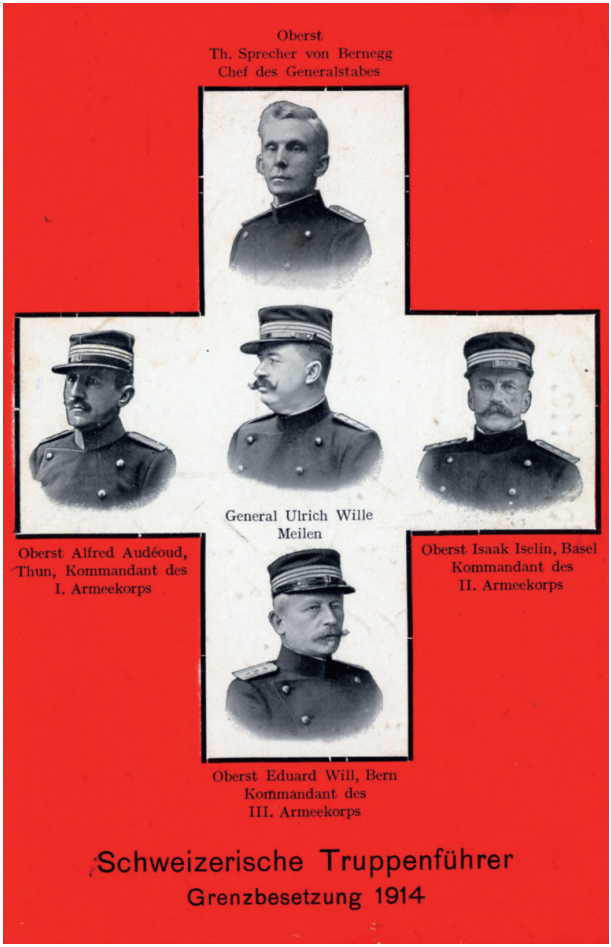


Abb. 8: Schweizer Generalstab 1914 (Eidg. Militärarchiv)

Ganz zum Schluss lässt Gertsch die Katze aus dem Sack und gibt zu erkennen, was für ihn Truppenführung im Kern eigentlich ist: „Truppenführung ist eine Kunst!“ Und weiter:

„Eine andre Frage ist hingegen die, ob sie auch künstlerisch betrieben werde, und nicht mehr oder weniger handwerksmässig. […] Wem hingegen die Form zur Verwendung seiner Truppe vorgeschrieben ist, der betreibt nicht Truppenführung im Sinne der Kunst, sondern ihre Technik. Und wenn in der Taktik die Form als das Wesen genommen wird, so ist sie wieder nicht Kunst, sondern Handwerk.“ (Gertsch 1910, S. 109f).

Gemäß Gertsch hatten die Japaner nach den ersten, überaus verlustreichen Schlachterfolgen erkannt, dass die Kampftechniken, die in den deutschen Reglementen niedergelegt waren, die ihr Lehrmeister Major Jacob Meckel (1842–1906) seinerzeit eingeführt hatte, der kriegsbedingten Sachlage angepasst und kreativ angewendet werden mussten. Denn, so Gertsch, der Krieg duldet keine offizielle Taktik, diese ist als „freie Kunst“ auf allen Stufen und im Sinne des zu erreichenden Zieles zu betreiben (Gertsch 1910, S. 113f). Die von ihm wahrgenommene Reglementsgläubigkeit beschreibt er mit einem historischen Vergleich:

> „Die österreichischen Generale, die von Napoleon in Oberitalien geschlagen worden sind, haben über Napoleon nach Wien berichtet, mit dem sei überhaupt nicht Krieg zu führen. Der kenne ja keine Reglemente und halte sich an keine Grundsätze. Auf diesen Standpunkt Napoleons zurückzukehren, wäre der schönste Fortschritt, den heute eine Armee machen könnte. Das ist die grosse Lehre des russisch-japanischen Krieges“ (Gertsch 1910, S. 116).

Und zum Schluss holt der streitbare Oberst zum eigentlichen Schlag gegen seine Widersacher aus:

> „Freilich können nicht alle Truppenführer künstlerisch angelegt sein. Es ist jedoch verkehrt, aus Rücksicht auf die, die es nicht sind, eine offizielle Taktik aufzustellen. Sie ist in jedem Falle eine Taktik der Talentlosigkeit. In langer Friedensperiode kann sie pedantisch gearteten, fleissigen Menschen, die aber als Truppenführer völlig ungeeignet sind, helfen, zu den höchsten Graden aufzusteigen, und anderseits talentvolle Offiziere, die jedoch keine Formenmenschen sind, hindern, vorwärtszukommen, ohne dass jemand dafür verantwortlich gemacht werden könnte. Es ist in aller Ordnung angerichteter Schaden und in aller Rechtmässigkeit begangenes Unrecht.“ (Gertsch 1910, S. 118)

5. Der tiefe Fall

Zurück in der Schweiz machte sich der nunmehr kriegserfahrene und zum Oberst beförderte Gertsch mit dem ihm eigenen polemischen Eifer daran, seine durch den Krieg anscheinend bestätigten Vorstellungen und Erkenntnisse publizistisch auszuschlachten, in seinem Vorhaben noch bestärkt durch Ulrich Wille. Dieser nahm ihn 1909 als Mitredakteur in die einflussreiche *Allgemeine Schweizerische Militärzeitung* (ASMZ) auf, wo er seinen Ansichten freien Lauf ließ und kräftig austeilte gegen all jene, die er als talentlose, reglementsgläubige Taktikhandwerker ansah.

Im Jahre 1907 erschien der 1. Band seiner Erlebnisse als Militärbeobachter in der Mandschurei und wurde in der *ASMZ* wohlwollend rezensiert (*ASMZ* Nr. 27, 6. Juli 1907, S. 209ff). Anders erging es seinem 2. Band, der Ende 1910 erschien. Kurz nach dessen Erscheinen publizierte die *Züricher Post* eine vernichtende, anonyme Kritik des Werkes (Rieder 2009, S. 270ff). Auch der Generalstabchef, der Bündner (aus Graubünden stammende) Theophil Sprecher von Bernegg (1850–1927), in seinem Wesen das pure Gegenteil von Gertsch, äußerte sich skeptisch, aber nicht in persönlicher Weise zu dessen Buch. In seiner gewohnt kämpferischen Antwort hielt Gertsch erbost dagegen; lobende Rezensionen seines Kriegsberichts erschienen zwar in Deutschland, aber zu spät für den Verkaufserfolg des Werkes (Rieder 2009, S. 275, Fn 90; Lezzi 1971, S. 746).

Gleichzeitig setzte er als Instruktionsoffizier die im Fernen Osten gewonnenen Erkenntnisse in seiner gewohnt rigorosen Art um, als Ausbildung zur Kriegstüchtigkeit eben. Und es kam, was kommen musste. Gertschs strenge Ausbildungsmethoden, ins-

besondere der unerbittliche Drill, kamen beim Schweizer „*citoyen soldat*“ (Bürger in Uniform) nicht gut an, und Gertschs Gegner schlachteten dessen Schwierigkeiten mit der Truppe genüsslich aus. Im Jahre 1910, anlässlich eines Manövers, wurden die dünnen Schützenlinien seiner Brigade offen kritisiert. Das konnte ein Gertsch natürlich nicht auf sich sitzen lassen, er holte in einer Replik zum Rundumschlag aus und attackierte dabei auch seinen direkten Vorgesetzten auf der Plattform seines Mentors Wille, der *ASMZ*, frontal. Damit hatte er den Bogen nun aber überspannt und wurde seines Kommandos enthoben. Kurz darauf erfolgte auch seine Entlassung aus dem Instruktorenkorps, das Abgangszeugnis äußerte sich schonungslos: der Betroffene habe „[…] bei krankhaft gesteigertem Selbstgefühl den Begriff der Unterordnung verloren“ (Lezzi 1971, S. 751, 757f). Selbst für seinen Förderer Wille war Gertsch als Mitredaktor nunmehr untragbar geworden und 1911 musste er seinen Posten bei der *ASMZ* räumen.

Weit davon entfernt, Ruhe zu geben, brachte sich Gertsch 1913 wiederum ins Gespräch als treuer Sekundant Willes, der einen Manöverzwischenfall auf dem Flüelapass vorschnell als Insubordination und Meuterei kritisiert hatte („Flüela-Affäre“). Bei diesem Vorfall war eine Bündner Gebirgsinfanteriebrigade nach dem Abschluss eines Manövers von ihren Offizieren auf der Flüela (2.383 m ü.M.) zurückgelassen worden, um einer Manöverbesprechung beizuwohnen. Ein plötzlich aufkommender Schneesturm und unklare Befehle führten schließlich dazu, dass die Soldaten das Gesetz des Handelns kurzerhand in die eigene Hand nahmen und eigenmächtig ins Tal abstiegen (Rieder 2009, S. 301, 439 Fn 90). Für Gertsch war dies außerdem eine passende Gelegenheit, es seinem Gegner Sprecher von Bernegg – dem Bündner – doppelt heimzuzahlen.

Dabei springt jedoch ein grundsätzlicher Widerspruch der Polemik ins Auge. Gertsch schien bei seiner Kritik völlig übersehen zu haben, dass er nun den Soldaten ankreidete, was er seinerzeit bei den Russen in der Mandschurei als deren Hauptschwäche kritisiert hatte, die Unfähigkeit ihrer Offiziere nämlich. Was er und Wille als Insubordination anprangerten und verurteilten, war in Wirklichkeit ein Offiziersversagen. Und genau hier stellt sich die Gretchenfrage nach dem Wesen des militärischen Denkens in der „Neuen Richtung“. Ging es ihr letztlich darum, in der Schweizer Armee jenen Kadavergehorsam zu realisieren, der schließlich zum Untergang ihres deutschen Vorbilds – und auch der japanischen Militärs – führen sollte, oder war ihre Kritik vor allem politisch motiviert? Zum Glück für die Schweiz wurde die Kriegstüchtigkeit ihrer Armee nicht auf die Probe gestellt und die Frage bleibt akademischer Natur.

Vier Jahre später und mitten im Krieg ermöglichte ihm 1917 sein Förderer Ulrich Wille – inzwischen Oberbefehlshaber der Armee – ein Comeback. Er machte Gertsch zum Kommandanten der 3. Division, für diesen die Erfüllung seines Wunschtraums, denn dies war die Berner Division. Umgehend machte er sich auch hier daran, ‚seine‘ Berner auf Kriegstüchtigkeit zu drillen und bald schon häuften sich auch hier die Beschwerden über Gertschs Führungsstil und seine Ausbildungsmethoden. In der Presse erschienen gar Berichte von einem „Todesmarsch“. Die Vorwürfe erwiesen sich im Nachhinein

zwar als weitgehend haltlos, aber selbst General Wille konnte seinem Schützling nicht mehr aus der Klemme helfen, er war untragbar geworden und musste im Jahr 1919 sein Kommando wieder abgeben (Rieder 2009, S. 458).

Gertsch zog sich daraufhin ins Privatleben zurück und versuchte sich als Unternehmer, aber ihm fehlte jeder Sinn für Geld. Das Unterfangen endete mit einem Konkursverfahren, was gleichzeitig auch das Ende seiner Armeezugehörigkeit nach sich zog. Ein persönlicher Schicksalsschlag beraubte den Witwer im Jahre 1928 auch seiner zweiten Ehefrau. Daraufhin wandte er sich einem weiteren militärischen Thema zu, das ihn seit dem Russisch-Japanischen Krieg beschäftigte: dem Maschinengewehr.

Dessen tödliche Wirkung musste ihn damals derart beeindruckt haben, dass er einen eigentlichen Maschinengewehrfetischismus entwickelte und kategorisch die Umwandlung der Schweizer Armee in eine reine Maschinengewehrarmee (plus Luftwaffe) auf Kosten der Artillerie forderte (Gertsch: *Für die Maschinengewehrarmee*, Bern 1932). Er drang mit seinen radikalen und immer bizarrer anmutenden Forderungen jedoch nicht durch, selbst mit Wille überwarf er sich zuletzt und starb 1938 nahezu isoliert und verarmt in Bern (Rieder 2009, S. 458).

Ressourcen

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung (ASMZ): Nr. 27, 7/1907 (S. 210ff), Nr. 5/1911, Nr. 14/1938

Frevert, Ute (Hrsg): *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997

Frey, Hans: Oberstdivisionär Gertsch, in: *ASMZ* Band 84, Heft 14/1938

Gertsch, Fritz: *Disciplin! Oder Abrüsten!* Bern 1894

Ders.: *Ohne Drill keine Erziehung* (Vortrag in der Offiziersgesellschaft Bern, am 7. März 1900)

Ders.: *Vom Russisch-Japanischen Kriege 1904/1905*, Bd. 1, Bern 1907

Ders.: *Vom Russisch-Japanischen Kriege 1904/1905*, Bd. 2 , Bern 1910

Ders.: *Maschinengewehre*, Bern 1917

Ders.: *Für die Maschinengewehrarmee*, Bern 1932

Ders.: *Die Eidgenossenschaft am Scheidewege*, Bern 1937

Haas, Leonhard: Der Russisch-Japanische Krieg 1904-1905. Augenzeugenberichte schweizerischer Militärbeobachter an den Fronten (Von Alfred Audéoud, Philippe Bardet, Fritz Gertsch und Richard Vogel), in: *Schweizer Monatshefte*, Zürich Nr. 6/1968, Sonderbeilage

Inaba Chiharu und Sven Saaler (Hrsg.)
Der Russisch-Japanische Krieg 1904/05 im Spiegel deutscher Bilderbogen.
2005 Tokyo, DIJ, Katalog der gleichnamigen Ausstellung.

Iroshnikov, Mikhail / Liudmila Protsai, Yuri Shelayev:
The Sunset of the Romanov Dynasty, Terra Moscow 1992

Koch, Robert: Les canons à balles dans l'armée du Rhin en 1870, in:
Revue historique des armées 155/2009

Kowner, Rotem: *Historical Dictionary of the Russo-Japanese War*.
The Scarecrow Press, Lanham 2006

Ders. (ed): *The Impact of the Russo-Japanese War*, Routledge NY 2007

Jaun, Rudolf: *Geschichte der Schweizer Armee. Vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart,* Orell Füssli, Zürich 2019

Ders.: „Ein Volk, das von der Offiziersehre etwas hält". Auseinandersetzungen um die Offiziersehre in der Schweizer Staatsbürger-Armee im ausgehenden Fin de siècle, In: *Frevert, Ute,* a.a.O.

Ders.: *Preußen vor Augen, Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle,* Chronos Zürich 1999, S. 73-210

Kaufmann, Christian: *Die Mission des Oberstleutnants Fritz Gertsch zum Russisch-Japanischen Krieg. Hintergründe, Bericht, Auseinandersetzungen*. Lizenziatsarbeit der Universität Zürich, Ms. 1998

Lensen, Georg A.: Buchbesprechung Leonhard Haas, Der Russisch-Japanische Krieg 1904-1905 a.a.O. in: *Jahrbücher für Geschiche Osteuropas*, Bd. 17/H. 3 Sept. 1969, S. 452-453

Lezzi, Bruno: Ulrich Wille und Fritz Gertsch als Redaktoren der ASMZ, in: *ASMZ* Bd. 137/1971, Heft 11

Matsusaka, Yoshihisa Tak: Human Bullets, General Nogi and the Myth of Port Arthur, in: *Steinberg*, John W. et al., a.a.O, S. 179-180

Nakai, Akio: Deutsche und schweizerische Beobachter auf dem Schlachtfeld – 100 Jahre nach dem Russisch-Japanischen Krieg". Sonderausgabe der Zeitschrift *Geschichte und Politik und ihre Didaktik*. 33. Jahrgang. Heft 1/2.
Erika Richter (Hrsg.) Münster, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 2005

OAG Notizen: 10/2003, S. 10-27, 10/2004, S. 10-21, 10/2014, S. 23-39.

Rieder, David: *Fritz Gertsch – Enfant terrible des Schweizerischen Offizierskorps*, Orell Füssli, Zürich 2009

Rohé, Niko: Auf Augenhöhe mit den Großmächten : Schweizer Militärs als Kriegsbeobachter in Griechenland und im Osmanischen Reich 1897 in: *SZG* (Schweizerische Zeitschrift für Geschichte) 2019, Bd. 69/Nr. 2, S. 254-281

Sardet, Frédéric: Preußen vor Augen, Rezension, in: Traverse: *Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire*, Band 8/2001

Sheffy, Igal: A model not to follow – The European armies and the lessons of war in: *Kowner* 2007, a.a.O., S. 253-268

Steinberg, John W.; B. W. Menning, D. Schimmelpenninck van der Oye, D. Wolff, S. Yokote (eds): *The Russo-Japanese War in Global Perspective – World War Zero.* Brill, Leiden, Boston 2005

Ders.: Was the Russo-Japanese War World War Zero? In: *The Russian Review* 67 (January 2008), pp 1-7

Vogelsang, Kai: *China und Japan – Zwei Reiche unter einem Himmel*, Kröner Stuttgart 2020

Wippich, Rolf: The Yellow Peril: Strategic and Ideological Implications of Germany's East Asian Policy before the First World War. in: *Sophia International Review*, 18, 1996, S. 57-65

Internet

Real Time History
https://realtimehistory.net/blogs/news/new-great-war-episode-world-war-zero-the-russo-japanese-war

Lepach, Bernd: Meiji Portraits
http://www.meiji-portraits.de/meiji_portraits_g.html

***Roger Mottini**, geboren in St. Moritz/GR.*
Studium und Promovierung an der Universität St. Gallen (Internationale Beziehungen). Nachdiplomstudien am 'The Graduate Institute' in Genf 1987/88 und von 1990-1992 an der Universität Tokyo.
Lehraufträge an verschiedenen Universitäten in Tokyo